

Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor(en): **Möschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 29

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 29 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 22. Juli 1922

Abends, wenn die Kinder mein . . .

Von Adolf Schults.

Abends, wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg ich an ihr Kämmerlein
Still heranzutreten.

Leise lausch ich an der Tür
Ihrem Wort von ferne:
Ob sich's gleiche für und für,
Hör' ich doch es gerne.

Und wenn Alles nachgelallt,
Mägdlein und Bube,
Wenn das Amen leicht verhallt,
Tret' ich ein zur Stube.

Wenn sie dann so lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem welchen Kindesarm
Mich zum Kuß umstricken —

O, dann muß im Kämmerlein
Wohl mein Herz sich regen:
Linde strömt es auf mich ein
Wie ein Abendsegen!

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

29

Er machte eine Pause. Aber sie blieb still und mit niedergeschlagenen Augen an ihrem Platz stehen.

„Habe ich dir nicht in unserer verliebten Zeit jede Freude, jeden Gedanken gegeben? Das vergißt man nicht so leicht. Ich begreife es nicht, daß du es vergessen konntest. Aber man darf die Welt nicht nach sich selber beurteilen. Gut — hätte ich dich nur nicht nochmals getroffen. Aber vielleicht war's das Beste, daß ich dich wieder sah. Denn nun komme ich doch nicht in Versuchung, die Ursache am falschen Orte zu suchen. Ich weiß genau, was mir fehlt. Das ist viel wert. Eine Minute mehr — und ich hätte damals mit beiden Händen nach dir gegriffen, wie man nach einer gar kostbaren Beute greift. Wer weiß, ob ich es nicht vermocht hätte, dich festzuhalten. Aber ich besann mich zu lange. Nicht als ob ich von da an nur getrauert hätte! Vielleicht war ja meine Liebe etwas ganz Mißverstandenes. Vielleicht war es bloß der Trieb zum Weibe, nicht zu einem bestimmten! Also, Weiber her, wenn das Weib nicht zu haben ist. Ich ließ sie mir schmecken! Das ging so eine Zeitlang. Aber dann merkte ich, daß die Rechnung doch falsch war. Meine Liebe war eben doch die Sehnsucht nach einem ganz bestimmten Weibe. Da war ich viele, viele Wochen lang untätig. Warum denn auch noch malen? Aber dennoch peinigte es mich, daß mir die Schaffenslust verloren gegangen war, und ein Verunglückter, dem ein mitleidloses Schwungrad beide Arme weggerissen hat, konnte nicht verzweifelter sein. Beinahe wäre ich ein

Zeichenlehrer geworden. Da raffte ich mich auf und prüfte mein Gemüt. Und da fand ich als größte lebendige Kraft die Liebe zu dir. Sie wird dich erlösen, dachte ich, und reiste hierher. Und sie erlöste mich, so gut sie es vermochte. Und wenn ich es auch nicht mehr zu großen Bildern brachte, so brachte ich es doch zu kleinen. Die Kritiker werden enttäuscht sein, denn sie haben mir eine ganz andere Laufbahn prophezeit. Aber was gehen mich die Kritiker an? Eine schöne Zeit war's, die Zeit der zehn Sommerbilder. Vorbei, vorbei! Von nun an werde ich keine großen Bilder mehr malen.“

Sie machte eine Gebärde, als wollte sie ihn zwingen, diesen Ausspruch zurückzunehmen. Er achtete ihrer nicht und fuhr fort, als spreche er zu sich selber: „Weinst du Seele, die nach Höchstem sich sehnt? Bescheid dich, sei zufrieden, sei froh, denn drüben steht ihr Haus und morgen wirst du sie vielleicht wieder schauen: die Falsche, die Wetterwendische, die Ungetreue — und doch so geliebte, die dir immer fern bleiben wird. Deine Kunst hast du wiedergefunden, wenn es auch eine andere Kunst ist als die des frohgemuten Sommers. Geschwäh, nicht wahr, Frau Steiner. Aber was wäre der Mensch, wenn er nicht schwachen könnte! Besonders wenn man Erschütterungen erfährt, die gefährlich werden könnten. Solche erfahre ich immer dann, wenn mir ein Bericht von meinen Bildern zukommt; wenn ich höre, daß sie immer größer und herrlicher werden und immer noch zunehmen an Kraft und Schönheit. Dann ist

es mir oft, als hätten sich die Bilder von mir losgesagt. Bald wird es mir sein, als sei ich nie ihr Schöpfer gewesen!“

Wieder machte sie eine abwehrende Gebärde, die er über sah.

„Manchmal schau ich ein Leuchten über den Dingen,“ begann er von neuem, „daß ich eine große Leinwand aufspannen muß, um soviel Herrlichkeit zu malen. Aber am nächsten Tage sehe ich doch wieder über meinem Bildchen, auf denen immer nur du und du und du zu sehen bist. So nun hab' ich gebeichtet. Sind Sie zufrieden, Frau Steiner, und was sagst du dazu, Rösli?“

Er stand herrisch und stark da. Seine Gestalt hatte nichts Unterwürfiges und Bittendes mehr. Sie mußte die Augen niederschlagen, auf daß sie nicht vorzeitig zum Verräter würden.

„Es hat mich sehr interessiert,“ sagte sie zum Abschied.

Was ist nun das wieder für ein gottloser Spruch, dachte er mit schmerzlichem Staunen. Hat sie das selber gesagt, oder trägt sie einen Automaten mit sich herum, der derlei Sätze äußert?

Zehntes Kapitel. — Neue Bindungen.

Rösli wartete ungeduldig auf Bericht. Daß doch Hans endlich den Mut fände, Martha um Verzeihung zu bitten. Die acht Tage waren vorbei. Wenn er nun wieder zurückkam, wie er gegangen war? Aber da schrieb er, daß die Konferenz noch um ein paar Tage verlängert worden sei. Nun werde er sicherlich..., ja, möchte er endlich! Warum so feige, so ängstlich sein.

Aber was berechtigte sie zu Hoffnungen? War nicht alles bloß Ungewißheit? Sie hatte den Maler gesehen, Gleichgültiges mit ihm gesprochen. Vielleicht entglitt er ihr, während sie ihn zu halten glaubte. Vielleicht wohnte er gar nicht mehr in jenem Häuschen auf der andern Talseite. Warum wartete sie, bis Hans endlich den rechten Mut fand? Was ging sie Hans noch an? Als sie abends drüben wieder ein Licht schimmern sah, atmete sie auf. Aber wenn jemand anders bei der Lampe saß? Fast wäre sie noch im Dunkeln hinüber gelaufen, um die mürrische Bäuerin zu fragen. Aber die gab ihr vielleicht keine Antwort. Und was würden die Leute sagen.

Ach nein, um das Urteil der Leute kümmerte sie sich nicht mehr. In der Tiefe ihres Herzens war die Stimme, die ihr den frischen Mut verdarb. Sie ließ sich nicht betäuben. Was bedeutete das schlimmste Gerede aller Leute gegenüber dieser Stimme. Sie wollte sich nur auf gute Weise um die eigene Feigheit herumdrücken, wenn sie von „Leuten“ sprach. Es war da ein höhnisches Lächeln in ihrer Brust, eine ironische Art zu sprechen, die ihre Füße jeweilen lähmte, wenn sie sich frisch und froh heben wollte zu fröhlichem Lauf. Es taten sich da gar heftige Worte auf, wenn sie frohlocken wollte. Ein Verdammungsurteil wurde ausgesprochen, wenn sie Lust verspürte zu tanzen und zu fliegen. Und diesem Verdammungsurteil ließ sich nichts Stichthaltiges entgegenstellen, nichts, das seine unerbittliche, verletzende Härte entwaffnete, seine eiserne Fessel zerbrach, sein heftiges Hundegeheul mit einem lauten: Du dich, kusch dich! zum Verstummen brachte. „Ein Krüppel

bist du, kannst kein Kindlein gebären!“ Da saß der Stachel im Fleisch. Ein recht giftiger Stachel.

Sie wehrte sich dagegen. Sie ließ die Kleider fallen und stellte sich vor den Spiegel. Bin ich nicht Vollkommenheit? Vollkommenheit, sicherte es spöttisch. Du bist so vollkommen wie ein Brunnen ohne Wasser, wie eine Perle ohne Glanz, wie ein Tag ohne Licht, wie eine Sonne ohne Wärme. Als Bild vollkommen. Aber ist es nicht deine Aufgabe, Mensch zu sein? — Seine Schuld, wagte sie als schwächtern Einwand, ohne selber daran zu glauben. — Martha Zumbrunner hält ein Kind an der Brust. Gibt ihm aus dem reichen Strom ihres Lebens zu trinken. Was sagst du dazu? — Daß ich froh bin, noch frei zu sein. — Wie irgend ein Mädchen von der Straße? — Wenn ich nicht mehr frei wäre, könnt' ich dann noch zu ihm? — Kannst du wirklich noch zu ihm? Wagst du es? Vergißt du, daß der Mann immer nur Schöpfer sein will, auch wenn er liebt? — Wir hatten uns nicht recht geliebt. — Eine schwache Hoffnung fürwahr, ein Schimmer nur von Hoffnung und Erlösung. Ich mag ihn dir gönnen. Und dieses braucht es: den Mut zum Wagnis, recht zu lieben. Weißt du aber, auch wenn du es von dir selber weißt, ob er dich recht liebt? —

So stehen Hoffnungspaläste auf, so fallen sie zusammen. So weht ein warmer Wind tausend Blumen, so knickt sie die Bise. So prangt in Fruchtbarkeit die Welt, so wird sie zur Wüste. Rösli will nicht mehr denken. Was hilft das Denken? Sie will ganz einfach zu ihm hingehen und für immer bei ihm bleiben, und dann... dann mag alles kommen, wie es will. Was sich ereignet, ist die Lösung. Und wenn Leiden dabei ist, gut. Und wenn Schande nicht fehlt, gut. Und wenn Spott und Hohn droht, gut. Ihr Leben ist bis jetzt so vernünftig gewesen. Kein Mensch hat ihr was nachsagen können. Sie ist ein Mensch gewesen wie die andern. Ein rechter, schlechter Mensch. Ein anständiges Mädchen, dann eine anständige Frau. Sie hat dann und wann in die Tiefen geschaut, aber nur vorsichtig, wie ein Kind in einen tiefen Brunnen schaut und sich dabei mit beiden Händen an der Brüstung festhält. Nun will sie gerne wissen, was die Tiefe ist. Sie hat keine Angst mehr.

Franz hat ihretwegen genug gelitten. Nun ist es an ihr, seinetwegen zu leiden. Sie sehnt sich danach, zu leiden. Eine Geschichte kommt ihr in den Sinn, die sie vor langer, langer Zeit gelesen: Da ist ein Acker voll Dornestrüpp. Da ist ein Pflug, der den Boden aufreißen soll. Vor den Pflug ist ein nacktes Weib gespannt. Tief gebeugt, von tausend Dornen geritzt und geschunden, zieht sie den Pflug. Peitschenhiebe klatschen auf ihre runden Schultern, denn den Pflug führt ein Ritter in Stahl und Eisen, der Gatte einer ungetreuen Frau. Rösli beneidet diese Frau. Sie darf Buße tun. Daß auch sie Buße tun dürfte! Denn ist sie nicht untreu gewesen, hat sie nicht ihre Liebe verraten?

Wenn doch nur noch sie zwei auf der Welt wären! Wenn links und rechts nur Schnee und wieder Schnee läge, dann würde sie entblößt und schutzlos aller Kälte preisgegeben zu ihm hinüber wandern, durch den tiefen Schnee der Hänge und über das Eis des Flusses in der Tiefe. Ihre Füße würden kalt werden, ihre Hände vor

Kälte zittern. Wie Eis würden sie sein, wenn sie endlich in seine Stube träte. So tat ich Buße, weil ich gesündigt habe, würde sie sagen. Nur das Herz ist noch warm. Hast du mich lieb, so eile dich und nimm mich in deine Arme. Sonst sterbe ich. Ach, wenn sie zwei nur allein auf der Welt wären! Dann könnte sie ihm zeigen, wie sehr sie ihn liebte.

Ich bin zu einsam, denkt Rösli, so kann's ja nicht weiter gehen. Ich verzehre mich in Gedanken, tu Buße in Träumen. Was ist das für ein Leben? Was ist das für eine Pose?

Und sie tat gewaltsam die Augen auf für die Dinge des Alltags, ging zur Magd in die Küche, sah die Verwendung der Speiserefte nach, beschäftigte sich mit hundert Haushaltsgewohnlichkeiten, sogar mit Schuhschmiere, um wieder die richtigen, klaren Werktagaugen zu bekommen. Sie ging zu einer Kranken, die zwei Häuser von ihr weg wohnte und sich auf einem schmutzigen Lager ruhslos wälzte. Sie faßte ihre fieberheißen Hände, um in die Wirklichkeit zu kommen. Aber auch das half nichts. Sie sah die Kranke wie ein Traumbild. Sie spürte kein Schaudern, keine Erschütterung. Sie blieb kalt und ungerührt. Sie ging zu einem Schuhmacher, der mit sieben Kindern in einer kleinen Hütte hauste in aller schlimmster Not. Das wird mir wohl ans Herz greifen, das wird mich tätig machen, wie es sich geziemt. Aber auch die Armut konnte ihr nicht helfen. Daß ein kleines, mageres Mädchen hustete, als wollte es die Lunge auspeien, hörte sie teilnahmslos an. Ich habe wohl kein Herz mehr, dachte sie. Oder mein Herz ist so voll, daß nichts anderes mehr darin Platz hat.

Ja, dein Herz ist so voll von ihm, daß nichts anderes mehr darin Platz hat, sagte sie demütig vor lauter festem Glauben und unverrückbarer Gewißheit. Denn bei einer Wegbiegung hatte sie ein Häuslein erblickt. Da hatte ihr Herz im Käfig der Brust geschlagen und gebebt wie die Forelle in der Hand des Fischers. Brauchte es der Zeichen noch mehr?

Sie konnte nicht länger auf Hans warten. Sie mußte ihn zum letzten Schritte drängen. Darum schrieb sie ihm: Du gehst Deinen Weg — zu ihr, vielleicht heute, vielleicht morgen. Vielleicht bist Du ihn schon gegangen. Und nun geh' auch ich meinen Weg — zu ihm. Fest entschlossen bin ich. Ich kann sagen, daß ich ihn mit tausend Freuden gehe, ich kann auch sagen, daß ich ihn mit tausend Ängsten gehe. Beides ist wahr. Daraus siehst Du, daß es ein Weg ist, den ich gehen muß. Es ist ein Weg wie ins Leben, es ist ein Weg wie in den Tod. Du brauchst Mut. Ich desgleichen. Ein schlimmer Abweg, würde meine Mutter sagen. So ist dann das Merkwürdige wahr, daß man auch zum Begehen eines Abwegs Mut braucht. Das habe ich früher gar nicht gewußt, damals, als ich noch nachplapperte, was meine Mutter mir vorlagte. Merkwürdig, daß nun alles so ganz anders ist. Nun glaube ich, daß ich einst nicht so neben ihm sitzen werde, wie meine Mutter neben meinem Vater sitzt. In einem solchen Alter werde ich wahrscheinlich gar nicht mehr neben ihm sitzen. Aber das hat nichts zu sagen. Wenn ich nur weiß, daß wir einmal beisammen waren. Es kommt ja nicht auf die Dauer an. Das Ereignis ist die Haupt-



Bilderschau im Berner Kunstmuseum. — Porträt Franz von Stürler.
Jean Dominique Ingres.

sache, nicht der Zustand. Das habe ich gelernt und Du wirst es wohl auch gelernt haben. Und Du wirst jetzt auch wissen, daß wir zwei getrennt sind, wenn auch noch nicht geschieden, weil ich jetzt zu ihm gehe. Er wohnt in einem Häuschen auf der andern Talseite. Der Weg bis hinüber ist weit, so weit wie der deinige. Aber ich bin froh, daß er so weit ist, denn sonst wäre es ja nicht der Mühe wert, ihn zu gehen. Was aber kommen wird, das weiß ich nicht. Vielleicht finde ich ein leeres Haus, vielleicht auch ein leeres Herz. Beides wäre gleich schrecklich. Ja, ich weiß nicht, was schrecklicher wäre. Doch das leere Herz. Denn das leere Haus läßt immer noch Hoffnung, nicht wahr? Leb' wohl, Kamerad, denk' an sie, wie ich an ihn denke. Gott gebe uns Mut und Offenheit, uns und ihnen gegenüber!

Erst als sie den Brief schon zugeklebt hatte, fiel es ihr ein, daß sie ihrem Mann noch ein paar bessere Aufschlüsse schuldig sei als bloß das Wörtchen „er“ und die an und für sich belanglose Angabe, daß er in einem Häuschen auf der andern Talseite wohne. Und sie fügte nachträglich noch die Sätze hinzu: Er ist ein alter Bekannter von mir, mit dem ich sozusagen verlobt war, ehe ich Dich traf. Er ist Maler, und der „Seiltänzer“ gehört zu seinen Werken!

(Fortsetzung folgt.)

Jeder der Schönes hervorbringt, ist ein Wohltäter der Menschheit. Jeder der Schönes zerstört, ist ihr Feind — und mag er einen erhabenen scheinenden Zweck damit verblinden. Alex. v. Gleichen-Rußwurm.